



Nekrolog von Dr. Louis Ott.

1867-1903

„Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen“, musste wohl manch Einer denken, dessen Herz sich schmerzvoll zusammenkrampfte bei der Trauerkunde vom frühzeitigen Hinschied des 35jährigen Kollegen, der noch wenige Monate vorher ein Bild blühender Gesundheit geschienen hatte. Aus einer reichen und gesegneten Tätigkeit heraus, weg aus den glücklichsten Familienverhältnissen, in des Lebens Blüte hatte des Todes rauhe Hand den Freund gerissen, dessen Lebensbild wir kurz zu zeichnen versuchen wollen.

Jakob Ludwig Ott war geboren am 11. Oktober 1867 in Weiningen im Limmattal. Sein Vater, Jakob Ott, Materialverwalter bei der Nordostbahn, ein tüchtiger und gewissenhafter Mann, von Raat im Bezirk Dielsdorf stammend, starb schon vor der Geburt des Knaben im 34. Altersjahre an einer Lungenentzündung. Nach dem Tode des Gatten war Frau Ott, eine Tochter des Herrn Dr. med. Grimm in Weiningen, wieder in ihr Heimatdorf gezogen, wo der kleine Ludwig dann seine ersten Lebensjahre verlebte. Anfangs der 70er Jahre siedelte Frau Ott nach Fluntern-Zürich über, wo die umsichtige, tätige und sehr gebildete Frau eine Pension für Studierende eröffnete. Nachdem ihr einziges Töchterchen im zarten Alter von etwa 10 Jahren gestorben war, verwendete sie all ihre Liebe und Sorgfalt auf den Sohn, der ihr Augapfel, ihr Stolz und ihre Freude war, und der auch mit einer geradezu vorbildlichen und rührenden Liebe und Verehrung an ihr hing. Louis besuchte die Primarschule in Fluntern und hierauf das Gymnasium in Zürich, wo er stets zu den talentiertesten und fleissigsten Schülern gehörte. Der Verfasser dieses Nachrufes erinnert sich noch lebhaft, dass der Ruf eines gediegenen, soliden und geistreichen jungen Studenten ihm schon an die Universität vorauseilte, die er im Herbst 1886 bezog. Seine Studien und Arbeiten — er war während fünf Semestern Mitglied des philologischen, während zweien des historischen Seminars — kenn-

zeichneten sich durch Gründlichkeit, Tiefe und weiten Blick; er sagt selbst in seinem curriculum vitae: Mein Bestreben war stets, nicht einseitig zu werden, sondern einen Überblick über das ganze Gebiet der klassischen Altertumswissenschaft zu bekommen; daher gab ich mich nicht nur mit den eigentlich philologischen, sondern auch mit archäologischen und juristischen Studien ab. Seine Studienfreunde fanden in ihm einen humorvollen, treuen und teilnehmenden Comilitonen, der die gemüthlichen Zusammenkünfte der „Palus antiqua“ so oft mit seinem frohen und stets noblen Humor erheiterte oder mit seiner klangvollen Stimme oder seiner lieben Geige, auf der er Meister war und die ihm des Lebens Pfade ebnen half, verschönerte. Den Glanzpunkt der Zürcher Studentenzeit bildet wohl die Aufführung der Antigone von Sophokles in der Ursprache im Frühling und Herbst 1887. Wer von denen, die mit diesem Unternehmen in näherer oder fernerer Berührung standen oder die dem eigenartigen Spiele lauschten, hätte den temperamentvollen, ritterlichen Hæmon vergessen?

Im Oktober 1888 bezog Louis Ott gemeinsam mit dem jetzigen Bezirksrichter Dr. A. Sieber in Fluntern, mit dem ihn von der Primarschule bis ans Lebensende innige Freundschaft verband, die Universität Leipzig. Hier verbrachten die beiden Freunde, beisammen wohnend, 2 Semester, neben angestregten Studien — 28–34 Stunden Colleg und das „Schwänzen“ ward gänzlich verpönt — damit beschäftigt, Land und Leute und namentlich auch die bildende und die darstellende Kunst eifrig zu studieren. Theater und Konzerte wurden sehr fleissig besucht; zu Weihnachten verbrachte Ott etwa 10 Tage in Würzburg, die 6wöchigen Frühlingsferien dienten dazu, Berlin und Dresden und ihre Umgebung gründlich anzusehen. Die Hin- und Herreise, sowie häufige Ausflüge, die oft zum Studium des Volkslebens und wohl auch, um das Geld für Kunstgenüsse zu sparen, in 4^{ter} Wagenklasse ausgeführt wurden, führten nach Karlsruhe, Heidelberg, Frankfurt, Nürnberg, München, Stuttgart, Halle, Grimma etc. Die Leipziger Studienzeit war nicht nur für das Berufsstudium — Ott hörte übrigens neben philologischen Vorlesungen bei Brugmann, Lipsius, Overbeck, Ribbeck, Wachsmuth auch juristische Collegien bei Windscheid und Sohm — sondern auch für die allgemeine und Charakterbildung des jungen Zürchers von einschneidender Wichtigkeit. Im Hause des bekannten Schriftstellers Dr. Hans Blum, das sich gastlich und heimelig so manchem jungen Schweizerstudenten öffnete, war Louis Ott ein oft und gern gesehener Gast, der die Sonntag-nachmittage mit seinem Violinspiel belebte und dem Dr. Hans Blum

das Zeugnis gibt: „Er war eine anima candida, eine lautere, reine Seele, bei aller Lebensfreude und Fröhlichkeit“.

Hören wir, was der junge Zürcher selbst nach seiner Rückkehr an seinen Leipziger Gastfreund schreibt (8. Oktober 1889): „Ich bin als ein guter Schweizer in die Heimat zurückgekehrt, vielleicht noch als ein besserer als wie ich wegging, denn ich sehnte mich, trotz der kurzen Abwesenheit, recht eigentlich wieder nach unsern Bergen und klaren Seen, überhaupt der Mannigfaltigkeit unserer ganzen Natur, die wohl auch ein gutes Stück dazu beiträgt, dass man sich bei uns etwas freier fühlt, aber auf der andern Seite habe ich auch kennen und schätzen gelernt, was Deutschland auf den verschiedensten Gebieten des geistigen Lebens leistet und bietet. Mein Interesse an Gemälden stammt eigentlich erst aus Deutschland (Berlin und Dresden). In Bezug auf die bildende Kunst war ich etwas besser vorbereitet. Zwar besitzt Deutschland im Vergleich zu Italien nicht sehr viele Originale, aber ich glaube doch, dass die Betrachtung sowohl der Originalfiguren als der brillanten Abgussammlung in Berlin, sowie der modernen Kunstwerke mir die Art des Anschauens wesentlich gebildet und mein Verständnis gefördert hat. Dadurch werden mir wohl auch die Studien erleichtert, die ich einmal zu machen habe, wenn ich nach meinem Examen, das zwar noch ziemlich weit liegt, Italien mit Nutzen besuchen will.

Von der Musik brauche ich gar nicht zu sprechen, denn jedermann erinnert sich mit Freuden wieder an die herrlichen Gewandhauskonzerte. Auch mein wissenschaftliches Urteil ist, wie ich hoffe, reifer geworden durch den Verkehr mit den vortrefflichen Professoren in Leipzig (Ribbeck, Brugmann, Lipsius, Windscheid) und durch das philolog. Institut, das wirklich eine prachtvolle Einrichtung ist. Die unmittelbare Betrachtung des gesamten Lebens und Treibens in einem fremden Lande ermöglicht auch eine lebendigere und objektivere Anschauung des antiken Lebens, sowie ja auch das Verständnis für gewisse Seiten der modernen Kultur erst geöffnet wird durch einen Einblick in die Vergangenheit. So zeigt es sich, dass antike und moderne Bildung sich durch gegenseitige Wechselwirkung ergänzen und vertiefen.

Eine Seite des deutschen Lebens ist es ganz besonders, welche die moderne Bildung in vollstem Masse zu vermitteln vermag — die ich wiederum erst in Deutschland schätzen gelernt habe — deren Einfluss für meinen ganzen Menschen viel mehr von Wert war als alles, was ich vorher nannte — ich meine die gesellschaftliche. Einen solchen freien und ungezwungenen Verkehr, wie er im deutschen Fa-

milienleben allgemein Sitte ist, kennt man hier fast gar nicht, und es ist eine eigentümliche Tatsache, dass wir gerade in der Schweiz in diesen Dingen viel weniger frei sind; und doch gewährt der Umgang mit den verschiedensten Menschen die mannigfachsten Anregungen. Daher kommt es wohl auch, dass die deutschen Nachbarn viel beweglicher und gewandter sind, während an uns Schweizern eine gewisse Schwerfälligkeit haftet. Davon hatten Sie leider auch an mir ein gutes Beispiel kennen gelernt. Ich ärgerte mich oftmals darüber, dass ich so wenig zur Unterhaltung beitragen konnte, denn auf meiner Geige war ja nicht viel los; bei Ihnen bekam ich erst wieder den Anstoss, dass ich wieder eifriger spielte, was ich nun freilich hier in Zürich energisch fortsetze, um doch wieder einigermaßen etwas mehr leisten zu können. Dass ich trotzdem so oft bei Ihnen einkehrte und Ihre Gastfreundschaft in Anspruch nahm, war sehr unbescheiden, aber ich fühlte mich so wohl bei Ihnen, dass ich eben immer wieder kam. . . .“

In die Heimat zurückgekehrt, setzte Ott seine Studien bis zum Herbst 1892 fort; wenn er auch da noch nicht sich ins Examen wagte, so ist dies ein Beweis für seine vielleicht übertriebene Zughaftigkeit und Bescheidenheit, sowie für seine Gründlichkeit und die hohen Anforderungen, die er an sich selbst und an seinen Beruf stellte. Im Herbst 1892 versah der *candidatus* ein Vikariat für Prof. J. Frei am zürcherischen Gymnasium und zeigte schon hier seine praktische Begabung, dann war er Hauslehrer in Zürich bis zum Frühjahr 1893.

Seine gründliche Dissertation „Beiträge zur Kenntnis des griechischen Eides“, die von der Fachkritik sehr anerkennend beurteilt wurde, beschäftigte ihn lange und intensiv; im Frühling 1895 bestand er in Zürich die Diplomprüfung für das höhere Lehramt in klassischer Philologie und kurz darauf erwarb er sich ebenda die Doktorwürde. Seine Sehnsucht ging dahin, das klassische Land der Kunst und der Antike, Italien, kennen zu lernen, und dazu bot sich bald Gelegenheit. Der junge Gelehrte nahm eine Stelle an als Sekretär bei der damals in Pisa lebenden unter dem Schriftstellernamen Elpis Melena bekannten Baronin Espérance von Schwartz, deren ausgedehnte Korrespondenz er zum Teil besorgte. Diese Stelle hatte ihre Licht- und ihre Schattenseiten. Einerseits erlaubte sie Ott, Italienisch zu studieren und die italienischen Kunstschatze zum kleinern Teil, sowie italienisches Leben kennen zu lernen, und die mannigfaltigen Erlebnisse und Beziehungen der alten Dame — sie hatte Garibaldi gekannt und seine Papiere veröffentlicht, mit Liszt in Rom in Beziehungen gestanden, lange auf Creta gelebt und über diese Insel geschrieben und erwarb

sich grosse Verdienste um den Tierschutz — boten ihm viel Interessantes und Belehrendes. Anderseits gab ihm ein grosser Prozess, den die Dame sich durch eine Broschüre zugezogen hatte, viel zu tun und schuf ihm viele Unannehmlichkeiten, und die Aussicht, als Gesellschafter der Schriftstellerin Italien zu bereisen und an den hauptsächlichsten Kunststätten längern Aufenthalt zu geniessen, verwirklichte sich nicht, doch sah der Wissensdurstige bei kurzen Ausflügen auf eigene Kosten Mailand, Genua, Florenz und Venedig. Nach Rom, der ewigen Stadt, dem Ziel seiner Sehnsucht, ist Ott nicht gekommen.

Nach etwa achtmonatlichem Aufenthalt in Italien wurde unser Freund im April 1896 als Lehrer für Latein, Griechisch, Deutsch und alte Geschichte an die höhere Stadtschule in Glarus gewählt. Seine Mutter, die ihm auch nach Pisa gefolgt war, führte ihm hier den Haushalt. Louis Ott erblickte sein höchstes Lebensziel darin, ein guter Lehrer zu sein und versäumte nichts, was ihn hierin fördern konnte. Mit einem Kollegen las er die Klassiker, die er in den Progymnasial-Klassen nicht behandeln konnte; häufig beschäftigte er sich mit methodischen Fragen und fragte erfahrenere Kollegen um Rat. Die Lehrerkonferenzen besuchte er eifrig und interessierte sich lebhaft für alle Fragen, die das Schulwesen betrafen, wobei er einen raschen Blick verriet für das, was wirklich praktisch und das, was Künstelei war. Im Lehrerkonvent gab er oft mit seinem Urteil den Ausschlag. Ein Inspektionsbericht sagt von seiner Tätigkeit: „Herr Dr. Ott verstand es vorzüglich, bei den Schülern lebendiges Interesse am Stoffe zu wecken und ihnen über die Schwierigkeiten der Grammatik sozusagen spielend hinwegzuhelfen. In den obern Klassen hat Herr Dr. Ott den Schülern das zu bieten gewusst, was dieselben in die deutsche Literatur einzuführen und für diese zu interessieren geeignet ist und er hat zugleich nicht ausser Acht gelassen, dass es sich auf dieser Stufe auch darum handelt, dem Schüler feste, positive Anhaltspunkte für weiteres Studium zu bieten.“ Mit einem feinen Gefühl für das, was er fordern durfte, wandte er seine besondere Sorge den Schwachen zu, denen er auch neben der Schule manche Hilfe angedeihen liess. Sein väterliches Wohlwollen zeigte sich auch im Strafen; er strafte nie im Affekt, so dass die Strafe als unausweichliche Folge des Fehlers erschien. Auf Schulreisen ging er ganz in der Sorge für seine Schüler auf. Eifrig beteiligte sich der Kunstbegeisterte an musikalischen Veranstaltungen und unterstützte alle idealen oder wissenschaftlichen Bestrebungen.

Zu Weihnachten 1897 verlobte sich Ott mit Fräulein Alice Pfäfflin von Ebingen in Württemberg. Die Mutter seiner Braut, die in erster Ehe mit dem Komponisten Wilhelm Baumgartner verheiratet gewesen war, und Frau Ott waren Geschwisterkinder; daher kam es, dass Louis schon als Knabe und mehr noch als Jüngling in Ebingen auf Besuch war, wohin mehr und mehr die zarten Bande aufkeimender Liebe ihn zogen. Mit dem Wunsch, an einem Gymnasium seine reichen Kenntnisse verwerten zu können, verband sich das Bestreben, auch finanziell sich besser zu stellen und einen eigenen Hausstand zu begründen; zum grossen Bedauern seiner Schüler, seiner Kollegen und Freunde und der Schulbehörden von Glarus wurde er im Frühjahr 1899 ans Gymnasium nach Burgdorf berufen, wo er Unterricht gab in Deutsch, Latein und Griechisch, in den letzten 2 Jahren auch in alter Geschichte. Die gleichen vortrefflichen Eigenschaften, vielleicht noch in erhöhtem Masse wie in Glarus, machten ihn auch hier als Lehrer, Kollegen und Bürger äusserst schätzbar. Am 5. April 1900 war es ihm vergönnt, seine liebenswürdige Base und Braut als Gattin heimzuführen. Louis Ott war nun der beneidenswertesten Menschen einer und schien nach menschlichem Ermessen am Anfang einer langen Reihe glückseliger Jahre zu stehen. Inmitten einer von Erfolg gekrönten Wirksamkeit, allseitig geachtet und geliebt, der verehrten, alten Mutter die langjährige aufopfernde Sorge mit zarter Aufmerksamkeit und rührender Dankbarkeit vergeltend, von der innig geliebten Gattin mit einem muntern Knaben, darauf mit einem lieblichen Mädchen beschenkt — nichts schien zum vollsten Glück zu fehlen. Da nahte jäh und unabwendbar das Verhängnis.

Ums Neujahr 1903 zeigten Nervosität, Überreiztheit und darauf ein hartnäckiger Katarrh, dass der Wurm an dem scheinbar so blühenden Leben nagte. Vielleicht nur allzusehr stemmte sich Ott der drohenden Krankheit entgegen und schleppte sich noch in seine geliebten Schulräume, bis seine Angehörigen und die Kollegen ihn dringend baten, sich zu schonen und das Bett zu hüten. Dies tat er erst anfangs Februar, auch noch in den Fieberträumen mit seinen lieben Schülern beschäftigt, aber die Krankheit — Lungentuberkulose — machte so rapide Fortschritte, dass der Kranke schon am 14. März die Augen zum ewigen Schlummer schloss.

Seiner lieben Vaterstadt Zürich, wo er einst zu wirken gehofft hatte, sollten die sterblichen Überreste zurückgegeben werden; allein vor seiner Überführung dahin fand in der Kirche zu Burgdorf noch eine sehr erhebende Trauerfeier statt, die bewies, in welchem Grade der Verstorbene sich die Hochachtung und Liebe aller Kreise der

Bevölkerung zu erwerben gewusst hatte. Mit bewegten Worten wurden seine geradezu musterhafte Schulführung, seine Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit, seine Lehrerbegeisterung und sein Lehrtalent, seine Opferwilligkeit, das Noble und Vornehme seines ganzen Charakters, sein kollegialer Sinn, die Unterstützung aller idealen Veranstaltungen, seine musikalische und überhaupt künstlerische Veranlagung und Betätigung anerkannt und gepriesen. Was er den Seinen als Sohn, als Gatte und Vater, den Freunden als Freund gewesen, ist schwer, ja unmöglich in Worte zu fassen.

In den Versammlungen des Schweizer. Gymnasiallehrervereins, die er oft besuchte, ist er infolge seiner Bescheidenheit nie hervorgetreten — in der Versammlung von 1899 zu Baden war er Schriftführer — doch ist es rührend, zu vernehmen, dass er an der letzten Versammlung in St. Gallen, nur 5 Monate vor seinem eigenen Sterben, bemüht war, Beiträge zu sammeln für die Witwe eines verstorbenen Kollegen.

„Eine abgerundete Persönlichkeit“, sagt Dr. Stickelberger im „Bund“, „ein feiner gemüthlicher Gesellschafter, ein gründlicher Gelehrter, ein warmherziger trefflicher Lehrer ist von uns geschieden.“

Sein Andenken wird bei allen, die ihn kannten, unvergessen bleiben.

Th. Eckinger.

Anmerkung. An Quellen standen mir zur Verfügung: „Neue Glarnerzeitung“ Nr. 63 vom 16. März 1903; „Der Bund“ Nr. 78 vom 18./19. März 1903; „Neue Zürcher Zeitung“ Nr. 80 vom 21. März 1903; „Berner Volksfreund“ Nr. 64 vom 17. März 1903, Nr. 67 vom 20. März 1903 und Nr. 69 vom 22. März 1903; „Schweiz. Lehrerzeitung“ Nr. 14 vom 4. April 1903; „Zürcher Wochenchronik“ Nr. 13 vom 28. März 1903; die Programme 1899—1903 von Burgdorf, sowie Briefe und schriftliche Mitteilungen von den Herren Dr. Hans Blum in Rheinfelden, Dr. Sieber in Zürich, Dr. Hafer und A. Kesselring in Glarus, Dr. Gessner in Aarau, denen ich hiemit meinen wärmsten Dank für ihre freundliche Mithilfe ausspreche.



Zentralbibliothek Zürich



ZM04070779